

Liebe Heimatfreunde!

Aus Leitgedanken zur Heimatkunde des Wiggertals von Josef Zihlmann

Neben seinen zahlreichen andern Aufgaben – von einigen war in den beiden letzten Nummern bereits die Rede – leitete Josef Zihlmann von 1967 bis 1982 die **Heimatvereinigung Wiggertal**, Herausgeberin der **Jahrbücher – Heimatkunde des Wiggertals**. Triebfeder für Zihlmanns Einsatz in der Heimatvereinigung, schreibt ein Kenner, sei «in erster Linie seine tiefempfundene Liebe zur angestammten Heimat» gewesen. «Die natürliche und tiefgründige Verbundenheit mit den hier beheimateten Menschen manifestierte sich eindrücklich in seinem steten und auch erfolgreichen Bestreben, die etwas verschlafenen und fast vergessenen Dörfer und Orte in der voralpinen Hügelzone aus ihrer Abgeschiedenheit herauszuholen und das Selbstbewusstsein ihrer Bewohner zu stärken... Im Zentrum von Zihlmanns Bemühungen stand nicht minder eine heute als selbstverständlich erachtete wirtschaftliche Erstarkung der abseits der grossen Verkehrsstränge und am Rande der modernen Entwicklung liegenden Landschaft. Dazu kamen die Erhaltung und Pflege eines gesunden Lebensraumes und einer intakten Umwelt.» (Alois Häfliger, in: **Leben für das Hinterland. Josef Zihlmann – Seppi a de Wiggere. 1914–1990. Buchverlag Willisauer Bote 1995, S. 230**)

Die Nummer 3 der MITTEILUNGEN wird im August verschickt; deshalb lasse ich den «Heimatfreund» Josef Zihlmann zu Worte kommen. Jahr für Jahr hat er für das Jahrbuch der Heimatvereinigung eine einleitende Betrachtung geschrieben. Es folgen Ausschnitte aus einigen dieser Texte; Zihlmann meditiert darin über den Begriff «Heimat»: Was ist Heimat? Wo ist Heimat? Kann ich Heimat schaffen?... Mich dünkt, diese Texte seien ein gutes «Nachwort» zum 1. August 1998. (ar)

1969 Heimat ist nicht jenes Land, das man durch die Brille des Antiquitätensammlers sieht. Wenn Heimat nicht in die heutige Welt passt, dann ist es nicht Heimat. Heimat ist nicht einfach Landschaft, ist auch nicht vorgefasste Meinung über architektonische For-

men, über Lebensweise der Menschen und schon gar nicht der Inbegriff ganz bestimmter Formen der religiösen Äusserung. Heimat ist für den Menschen Geborgenheit in Raum und Zeit, hier und jetzt.

Der Lebensraum des modernen Menschen wird von Tag zu Tag grösser. Wir beginnen langsam europäisch zu denken. Der Rahmen um uns wird sich schneller ändern. Das birgt doch immer mehr die Gefahr in sich, dass bedeutendes Kulturgut im kleinen Raum unbeachtet beiseite geschoben oder gar weg-

Voranzeige

Jahresversammlung 1998 am Donnerstag, 26. November 1998, im Hotel National, Bern, Hirschengraben 24, Singsäli im 2. Stock Beginn 19.00 Uhr (mit statutarischen Traktanden) ab 20.00 Uhr Referat oder Lesung, Einzelheiten folgen in der nächsten Nummer.

Der Vorstand

geworfen wird. Der Staat wird nie die Möglichkeit haben, sich der Kultur des kleinen Raumes in genügendem Masse anzunehmen; dazu ist er viel zu schwerfällig. Er wird auch nicht die Möglichkeit dazu haben, denn der Schrei nach Ausbau der Agglomerationen wird an Lautstärke alles andere übertreffen. Wir müssen also im kleinen Raum, den wir unsere engere Heimat nennen, selber zum Rechten sehen. Wir können höchstens erwarten, dass uns der Staat seine Hilfe angedeihen lässt, wenn wir Probleme aufdecken, deren Lösung über unser Vermögen hinausgeht. Offen gestanden: diese Hilfe erwarten wir auch.

Wir wollen nicht mehr leben wie unsere Väter lebten, das könnten wir schon gar nicht. Aber wir wollen verhüten, dass für unsere Nachkommen die Spuren ihrer Väter verwischt werden. Wer hellhörig genug ist, wird bei unserer Jugend viel mehr Interesse für die Vergangenheit feststellen, als er vielleicht anzunehmen wagte. Die Jugend der Zukunft wird einst über das zu Gericht sitzen, was wir heute

MITTEILUNGEN

3 / 98

SEITE 1

tun oder nicht tun. In ihrem Urteil wird dann derjenige als Hinterwäldler dastehen, der heute als Pseudomodernist zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem der Kultur unserer Heimat nicht zu unterscheiden versteht.

1976 Ungezählt sind die Versuche, zu umschreiben, was «Heimat» bedeutet. Man darf wohl sagen, dass es bis heute niemandem gelungen ist, den Begriff Heimat zu definieren. Es ist auch nicht anzunehmen, dass es je in der Zukunft eine Umschreibung geben wird, die Allgemeingültiges über «Heimat» aussagen wird. Das ist aus dem einfachen Grunde so, weil «Heimat» nichts Absolutes ist. Schriftsteller, Politiker, Soziologen, Psychologen, alle werden, je nachdem sie rechts oder links oder in der Mitte stehen, die Dinge anders sehen und somit auch die Schwerpunkte anders setzen.

Recht viel wurde in den letzten Jahren von Lebensqualität geredet. Man hat sie lautstark vom Staat gefordert, und die Parteien haben das Schlagwort auf ihre Fahnen geschrieben. Aber der Staat kann nur das geben, was das Volk ihm zugesteht. Solange die Wirtschaft lief wie eine gutgeölte Maschine, war es nicht besonders schwierig, Lebensqualität zu vermitteln, denn diejenigen, die sie forderten, verstanden darunter Mehrkonsum.

Nun haben sich die Dinge geändert. Man beginnt einzusehen, dass Lebensqualität etwas anderes ist als Sich-alles-leisten-können. Grösstmögliche Bewegungsfreiheit und gesellschaftliche Bindungslosigkeit sind weit davon entfernt, Lebensqualität zu garantieren. Ganz im Gegenteil: wenn der Einzelne nicht bereit ist, in der Gemeinschaft selber aktiv Lebensqualität schaffen zu helfen, wird das schöne Wort nicht mehr sein als ein Geflunker.

Zur Lebensqualität gehört doch wohl alles, was das menschliche Leben schöner, inhaltsreicher und damit lebenswerter macht, ferner alle die Dinge, die geeignet sind, die zwischenmenschliche Beziehung im Sinne des Mitmenschseins zu fördern. Bei näherem Zusehen sind das genau jene Dinge, die Heimat schaffen. Heimat hat sehr viel mit Lebensqualität zu tun. Es wäre ermutigend, die Aufwertung des Begriffs Heimat in diesem Zusammenhang sehen zu dürfen. Schade ist allerdings, dass die Einsichten erst als Folge der Rezession kamen, denn es ist zu befürch-

ten, dass nun im Staate die Prioritäten so gesetzt werden, dass für vieles, was Lebensqualität und damit Heimat schaffen könnte, nicht mehr viel übrigbleibt. Hoffentlich können wir uns da auf unsere Politiker verlassen.

1980 Warum ich das sage? Weil es Leute gibt, die immer noch meinen, eine Heimatvereinigung sei etwas wie eine Konservierungsanstalt oder mindestens eine Bremsvorrichtung, gut für alle jene, denen das Rad der Zeit zu schnell läuft. Ich meine auch, das Rad sei in den letzten Jahren und Jahrzehnten über die Massen schnell gelaufen, aber es ist nichts damit erreicht, wenn wir im Wege stehen und uns beklagen. Viel lieber wollen wir mit dabei sein in der ganzen Entwicklung und dafür sorgen, dass wir und unsere Mitmenschen im vorgegebenen Lebensraum nicht von unsinnigen Dingen überfahren werden. Es gibt eben noch eine ganze Menge anderer Sachen, die zum Begriff Heimat gehören. Dass wir uns in unserer Zeit mit den Aufgaben, wie sie sich heute stellen, zurechtfinden, gehört genauso zu dem, was Heimat ausmacht, wie jene Dinge, die uns als Sinnbilder des Heimatlichen lieb sind.

Heimat ist darum nicht geruhssame Behaglichkeit. Wer Heimat so versteht, hat sie missverstanden. Wenn Heimat stillsteht, stirbt sie. Weil Heimat immer wieder neu zu schaffen ist, müssen wir in unserer Zeit und mit heutigen Mitteln dabeisein, wenn Weichen für die Zukunft gestellt werden. Heimat neu schaffen heisst zum Beispiel dafür sorgen, dass junge Menschen vor dem, was Heimat sein könnte, nicht davonlaufen.

Man kann sich da allerdings nicht so einrichten, dass einem «wohl» ist. Und man kommt auch nicht darumherum, da und dort die Ruhe zu stören. Manchmal fällt es einem sogar zu, unbequem zu sein. Wer nur das tut, was jedermann versteht, hat wohl die Gewähr, dass er verstanden wird, aber er muss dann auch wissen, dass er seinen Mitmenschen keinen Schritt vorwärts hilft. Dazu gehören jene Leute, die dank ihrer Stellung eigentlich wissen müssten, was unter heimatlicher Kultur zu verstehen ist, und ferner, dass materieller Fortschritt ohne Kultur kein Fortschritt auf weite Sicht ist.

Weil ich an das Gute in unserer Zeit glaube, glaube ich auch an das, was uns Heimat ist

oder sein könnte, auch dann, wenn ich weiss, dass es immer wieder neu geschaffen werden muss.

1981 Wenn das, was wir Heimat nennen, nicht abserbeln und schliesslich verschwinden soll, ist es notwendig, dass wir immer wieder neu den Standort bestimmen. Wenn Heimat etwas Lebendiges ist, muss es auch etwas Entwicklungsfähiges sein. Die Substanz dessen, was wir mit Heimat meinen, muss im Grundgefüge so tragfähig sein, dass ihm die Wandlung äusserer Formen nichts anhaben kann.

Ich weiss, dass das für viele gar nicht leicht zu verstehen ist. Für manche Menschen ist das Festhalten an äusseren Formen Gradmesser der Verwurzelung und der Treue. Man spricht dann schlechthin von Tradition und sieht die Heimat in Gefahr, wenn Umstände und Formen sich ändern. Recht verstandene Tradition gehört unabdingbar zur Heimat, aber wir dürfen nicht vergessen, dass Tradition auch in neuen Lebensformen lebendig bleiben kann.

Damit komme ich zu einem Begriff, der in Verbindung mit dem Wort Heimat oft und gerne genannt wird: Treue. Wer recht hinsieht und -hört, wird feststellen, dass sich hier eine Kluft mit grossen Gegensätzen auftut. Für viele bedeutet Treue zur Heimat engste Verbundenheit mit dem Hergebrachten, ruft Gefühle wach – heimatliche, wie es heisst – Gefühle der Dankbarkeit und der innersten Herzensverpflichtung. Für andere ist Treue zur Heimat in höchstem Masse verdächtig; sie wird als überholt, altväterisch, ja sogar verlogen und für unsere Zeit nicht mehr tragbar bezeichnet. Die Kluft scheint unüberbrückbar. Doch meine ich, dass das, was hier auseinanderklafft, nicht unbedingt zwei Welten sein müssen, die sich gegenseitig ausschliessen.

Wer von Treue zur Heimat spricht, müsste eigentlich erklären können, was unter Heimat zu verstehen ist; man kann nicht von Treue zu etwas sprechen, von dem man selber nicht recht weiss, was es ist. Damit sind wir wieder beim alten Thema, Es ist, seit ich zum erstenmal davon geschrieben habe, viel Wasser die Wigger hinuntergeflossen, aber das Wort

Heimat ist problembeladen wie zuvor und wird es auch in Zukunft bleiben. Solange wir auf die Frage nach der Bedeutung von Heimat keine schlüssige Antwort geben können, dürfen wir uns nicht anmassen, leichthin von Treue zur Heimat zu sprechen.

1982 (*letztes Geleitwort*) Ich habe bei unzähligen Gelegenheiten von Heimat gesprochen, und ich bin mir nach wie vor bewusst, wie wichtig das war. Es hat vor fünfzehn Jahren Leute gegeben, die mich ausgelacht haben, weil ich Euch mit «Liebe Heimatfreunde» anredete. Kein Mensch glaube mehr an heimatliche Scholle und andere weinerliche Dinge aus einer «heilen Welt», hiess es. Ich kann die Schuld nicht jenen zuschieben, die so redeten. Es gab zu viele verlogene Bilder der Heimat, und es war nicht die junge Generation der Gegenwart, die diese Bilder geprägt hatte.

Das Einfachste wäre gewesen, «Liebe Heimatfreunde» wegzulassen. Dazu ist zu sagen, dass das Auskneifen nicht meine Art ist und dass zudem mit billiger Anpassung keine Probleme zu lösen sind. Mir schien unsere Heimat nach wie vor eine liebe Heimat, und ich weiss heute je länger, je besser, dass sie es ist. Ich wollte mit «Liebe Heimatfreunde» durchhalten bis zu jenem Zeitpunkt, da erwiesen ist, was Heimat in Wahrheit bedeutet. Man nimmt mir jetzt langsam ab, dass Heimat eine heutige und handfeste Sache ist, für Junge und Alte, für Frauen und Männer, ohne Unterschied eines Standes. Und darum sage ich jetzt nochmals «Liebe Heimatfreunde».

An Arbeit wird es nicht mangeln. Schöpferischer Geist wird immer wieder neue Aufgaben entdecken. Heimat ist nie fertig. Sie schliesst einen dauernden Werdeprozess in sich. Heimat muss organisch wachsen. Mit gewaltsamem Zurechtbiegen ist da nichts zu machen, auch nicht mit Eingriffen, die aus politischer Opportunität hervorgehen. Heimat folgt jenem Grundgesetz, das Liebe und Mitmenschlichkeit heisst. Darum ist Heimat, wenn sie ehrlich und wirklich Heimat ist, zu jeder Zeit wirksam und erfahrbar.

Die deutsche Sprache

Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (11. Folge)

Vorgreifend sei gesagt, dass wir uns in den nächsten beiden Folgen unserer anthropologisch-sprachphilosophischen Beiträge einer Thematik annehmen werden, die den Lesern der «Mitteilungen» am geläufigsten sein dürfte, nämlich das weite Feld der psychosomatischen Phänomene und ihrer verbalen Repräsentation. Denn wer kennt sie nicht, jene Redeweisen, in denen bestimmte Krankheitserscheinungen mit Ausdrücken belegt werden, die wir sonst nur für die Kennzeichnung von Seelenzuständen verwenden, oder dass wir, umgekehrt, Seelisches mit Worten beschreiben, die der Leibsphäre entnommen sind. Ein Beispiel für das erstere ist etwa die «Magenverstimmung» und für das andere jener Ausdruck, den wir gebrauchen, um die erhöhte Reizbarkeit eines Menschen anzudeuten: «Er hat eine dünne Haut». Doch bevor wir unter diesem humanmedizinischen Gesichtspunkt auf das Leib-Seele-Problem und seine sprachlichen Implikationen eingehen, wollen wir versuchen, uns auf möglichst anschauliche Art einen Gesamtüberblick zu verschaffen über das, was wir bis anhin über die menschliche Gestalt und ihre individuell-personale Prägung aussagten. Dies geschieht, wie bemerkt, im Sinn einer zusammenfassenden Gesamtschau, andererseits kann auf diese Weise noch auf einige wichtige Details eingegangen werden, die bislang unberücksichtigt geblieben sind.

Dazu gehört beispielsweise der im Grunde höchst simple, aber bisher kaum je beachtete Umstand, dass der Mensch schon durch seine aufrechte Haltung kundgibt, dass er ein Wesen ist, das über den Naturzusammenhang hinausragt. Dagegen machen uns selbst die höchsten Säugetiere durch ihre in der Horizontalen verlaufende Art der Fortbewegung überdeutlich auf ihre Erdverbundenheit aufmerksam. In engstem Zusammenhang damit steht auch die Tatsache, dass bei den Vierfüßern die Körperteile *hintereinander* – und so eine Fluchtlinie (!) bildend –, beim Menschen dagegen *übereinander* – in *hierarchischer* Abstufung – angeordnet sind. Dies verleiht dem Menschen ein geradezu majestätisches Aussehen. Adelige früherer Zeiten, Könige, Herzöge, Grafen und

Gräfinnen, verstärkten diesen Eindruck noch dadurch, dass sie ihre Häupter mit Kronen und Diademen zierten. Anthropologisch gesehen ist das «Haupt» ja ohnehin ein Schlüsselwort; es kann, gemäss dem «pars pro toto»-Prinzip, durchaus auch für das Menschsein als Ganzes stehen. Ist doch der Mensch als jenes innig an seinem eigenen Sein engagierte, für sich und andere(s) verantwortliche (Lebe)wesen ganz auf Selbstbehauptung hin angelegt. Dafür spricht ja auch der früher (in Folge 7 und 8) erwähnte Umstand, dass wir überall dort, wo «Mangelercheinungen», d.h. menschliche Fehlhaltungen vorliegen, *nie* das Wort «Haupt» gebrauchen, sondern nur «Schädel» und vor allem «Kopf». Wir erinnern nur an Apostrophierungen wie «Dickschädel», «Holzkopf», oder an Wendungen wie «den Kopf verlieren», «kopfflos» handeln, «mit dem Kopf durch die Wand» gehen, sich «Hals über Kopf» aus dem Staube machen und vieles mehr.

Wenn wir von der (den Menschen immer auch als Ganzen repräsentierenden) Kopfpartie sprechen, haben wir stets zweierlei zu unterscheiden, nämlich einerseits den Kopf als abgerundetes Ganzes, die «Schädelkapsel», und andererseits dasjenige, was wir auch als «Antlitz» bezeichnen, die eigentliche Gesichtspartie. In der erstgenannten, gleichsam anatomischen Sicht hat der Kopf etwas Hartchaliges, Verknöchertes, Abgeschlossenes an sich. Ruft doch schon die Lautfolge k-o-p-f das Bild von etwas Abgerundeten, in sich Geschlossenen, Eigenwilligen herauf. So kann nur der Mensch «seinen Kopf durchsetzen», der Welt «die Stirne bieten» oder «die Stirne haben», dies oder das zu behaupten. Andererseits kann die innere Haltung eines in seinen Entscheidungen schwankenden, «wankelmütigen» (!) Menschen schon an der Art, wie er seinen Kopf hält, sichtbar werden. Auch sonstige Mängel, im besonderen natürlich Intelligenzdefizite, pflegen wir mit Ausdrücken wiederzugeben, die das Gegenteil dessen bezeichnen, was wir üblicherweise bei der Lautgestalt «Kopf» empfinden. Freundliche Worte und Sätze, vorab aus dem Munde Jugendlicher, wie «Du hast ja eine Delle im Kopf!», «Hast du eigentlich eine «weiche

Birne»)? oder «Das isch doch ‹bireweich› so öppis!» dringen da gelegentlich an unser Ohr.

Ganz andere Verhältnisse treffen wir in jenem Bereich des Kopfes an, den wir Gesicht oder Antlitz nennen. Hier tritt das schon im Wort «Schädelkapsel» enthaltene harte, «kopfige» Element stark zurück und macht einem (normalerweise) Weichen, Offenen, Strahlenden, Aufnahmebereiten Platz. Es ist das Personhaft-Menschliche – der Mensch in seiner Welt-Offenheit –, das sich im Gesichtsbereich einen so beredten Ausdruck geschaffen hat. Hier tritt es rein und unverhüllt in Erscheinung; denken wir nur an die wunderbare, den individuellen Geist durchscheinende lassende Luzidität und Transparenz der Gesichtshaut, an den Blick der Augen, die freie Stirne.

Lassen wir unseren Blick weiter nach unten wandern, so stossen wir – im Schulterbereich – wieder auf ein solch Zwiegestaltiges (wie wir es in Kopf und Gesicht fanden), nämlich einerseits auf die die *Konfrontation* mit der Wirklichkeit anzeigende klare Rechts-links-Ausrichtung der Schultern, andererseits aber auch auf deren Gegenteil, auf die Geste des «Geneigtseins» und der *Zuwendung*. Bereits hier kündigt sich an, was dann in Bewegung und Gestik der Hände voll zur Geltung kommt: der Mensch als *das Beziehungswesen par excellence*. Daran erinnern uns die Gesten des Greifens und Zupackens, des Begrüssens, Liebkosens, Tröstens, aber auch die – vermeintlich von der äusseren Erscheinung des manuellen

Greifens abgeleiteten – «inneren» Formen des Handhaften, wie das Begreifen, das Sich-befassen-mit etwas, das (rechtliche) Behaften und Belangen, das «Nehmen» eines Menschen (beim Wort, bei seiner schwachen Stelle), die «glückliche Hand», die jemand bei seinen Unternehmungen haben kann und anderes mehr.

Zu diesem Punkt, zum Menschen als Beziehungswesen und seiner leibsprachlichen Repräsentanz, wäre noch vieles zu sagen. Wir müssen aber zum Schluss kommen und nur noch einen kurzen Blick auf den «unteren Menschen» werfen, auf seine Bein- und Fussorganisation. Auch in diesen angeblich blossen Körper-Teilen, nüchtern «Bewegungsapparat» genannt, spiegelt sich wiederum das ganze Menschenwesen. Vorausgesetzt, wir halten uns stets den handelnden Menschen im Alltag vor Augen, so begegnen wir auch hier einer für den Menschen charakteristischen Doppelgeste: dem Stehen und Gehen. In der «Standfestigkeit» bzw. im sicheren (oder unsicheren) «Auftreten» demonstriert der Mensch klar seinen Status als eines souveränen, eigenständigen Erdenbürgers. Im Gehen, oder besser: im Schreiten und Fortschreiten dagegen, offenbart er sich als Zukunftswesen, als einer, der auf seinem Lebensweg immer mehr auch auf sich selber zukommt, sich selber findet – oder finden sollte –, so dass das oft zitierte Wort sich erfüllen möge: «*Werde, der du bist!*»

Gian Klainguti

Betrachtungen zu Gotthelfs Sprache (3. Folge)

In der 2. Folge versuchte ich das Verhältnis Hochsprache – Mundart bei Gotthelf ein wenig zu beleuchten, ein für Gotthelf zentrales Thema; es steht auch in dieser letzten Folge im Mittelpunkt. (ar)

Kritik an Gotthelf – Gotthelfs Antwort

Wie hat man zu Gotthelfs Zeit seine Sprache beurteilt: die vielen Mundartwörter, die Derbheiten, die langen Partien nachlässiger Umgangssprache? Was hat er selber dazu gesagt? Zur ersten Frage: Gotthelf wurde von allen Seiten kritisiert – Mundart an und für sich

hätte man angenommen; denn es gab ja Mundartdichtung schon vor Gotthelf; man denke an Leute wie Johann Peter Hebel, den Zürcher Martin Usteri und Gottlieb Jakob Kuhn, Gotthelfs älteren Amtsbruder in Burgdorf. Aber es hätte eine literarisch polierte Mundart sein müssen; unablässig redete man Gotthelf zu, er solle seine Bücher nicht mit derben, ja unflätigen Ausdrücken überladen.

Wie hat Gotthelf geantwortet? Meistens mit Ja – aber. Manchmal gibt er scheinbar reumütig zu, er müsse das Berndeutsch ablegen, schränkt jedoch sofort ein: *...aber so recht bezeichnen, was ich eigentlich bezeichnen will, kann ich dann nicht mehr. (5: 23) – oder: ...was*

ich meiner Natur abringen kann, und was ich der Sache angemessen glaube, soll geschehen. Aber das ist eben der Teufel, dass meine Natur mir immer sagt, so müsse es sein und nicht anders, und dabei verflucht hartnäckig ist. (5: 253) – Gewichtiger als solche abwehrenden Äusserungen scheinen mir positive Erklärungen, in denen er seiner schriftstellerischen Eigenart und seines Wertes voll bewusst ist. Wenn er ein Werk beginne, sagt er mehrmals, so komme ein Geist in die Arbeit, und dieser Geist ist mächtiger als ich, und in jede Person kommt ein Leben, und dieses Leben fordert seine Rechte... (5: 243) Bei der Arbeit am **Anne Bäbi Jowäger** schreibt er, es gebe ihm oft lange zu sinnen, was jetzt so ein Anne Bäbi oder ein Mädi antworten müsse... (5: 244) Diesen Gedanken hat er in der Antwort auf eine Kritik prägnant verallgemeinert: *Aber wenn eine Person spricht, so muss ich sie reden lassen nach ihrer Art, ich mag wollen oder nicht, ich muss **den bezeichnendsten Ausdruck** wählen, wie grob er sein mag, das Ding ist stärker als ich.* (6: 90) – Nachdrücklich ist aber festzuhalten, dass Gotthelf kein Mundartdichter war und auch keiner sein wollte.

Eine «schöne» Geschichte neben einer «wahren» Geschichte

Zum Glück war *das Ding stärker*, hatte Gotthelf genügend künstlerisches Selbstbewusstsein, liess er sich nicht allzu sehr glätten. Man versteht dies sogleich, wenn man ein Stück Modeliteratur jener Zeit mit einem Gotthelf-Text vergleicht. Ich wähle dazu eine reichlich sentimentale Geschichte aus dem Almanach *Alpenrosen*, Jahrgang 1817. Sie trägt den Titel **Die Alpenrosen** und erzählt, wie der Senn Uli den armen Wildheuer Sepp verletzt in den Flühen findet und in dessen Hütte, eigentlich nur ein Dach über einer Felshöhle, bringt, wo Sepps Tochter Marie ihn schon lange, inbrünstig auf den Knien betend, erwartet hat. Marie, als Kind engelschön, ist durch die Pocken entstellt; aber die Schönheit ihrer Seele vermag alles zu überstrahlen. Uli besucht Sepp und seine fromme Tochter Marie täglich und sorgt für ihr leibliches Wohl. Doch trotz aller Fürsorge muss Sepp sterben:

Als Uli am Abend des siebenten Tages kam, empfing ihn Marie mit verweinten Augen.

Ach, ich bin eine Waise! war alles, was sie sagen konnte. Uli, selbst von Wehmut ergriffen, ehrte ihre Trauer. Stillschweigend trat er an's Sterbelager des Erblassten, auf dessen Angesicht sanfter Friede lag, und überliess sich den Gefühlen, die solch ein Anblick in menschlichen Gemütern erweckt. Nach einer langen Pause ergriff er Mariens Hand. Ich traure mit dir, redete er sie an. Du hast nun keinen Vater mehr auf Erden – aber einen Freund, der sich auf ewig mit dir verbindet, wenn du willst. Marie, willst du mein seyn? – Marie weinte. – Die Wehmut über ihres Vaters Tod, und dieser, leise zwar gewünschte, aber noch kaum gehoffte Antrag Uli's überwältigte ihre Gefühle. Sie konnte nicht reden; aber ihr Herz, ihre Miene, ihr Händedruck sprachen: «ja!»

Die Stunde, in welcher sich zwey Herzen mit einander vereinen, ist eine heilige. Hier, am Sterbebette des Vaters und Freundes, hier, wo nur Unschuld und Tugend den Bund der Liebe und der Treue schlossen, war sie es doppelt.

Bin ich deiner Liebe wert? – fragte Marie. Ewig und unveränderlich, antwortete Uli. Eine lange Umarmung folgte, die erste in seinem, die erste in ihrem Leben, und beyder Tränen flossen in einander.

Zweifellos eine gut gemeinte Geschichte, eine hochmoralische auch – aber wie papieren: Alles wird im gleichen Ton erzählt, in wohlgesetzten, schönen Worten – zu schön für diese Welt, ist man versucht zu sagen. Kann der einfache, bescheidene Uli in seiner Erschütterung Sätze bilden, die einem Pfarrer auf der Kanzel wohl anstünden? Wird er betuern: *Ewig und unveränderlich*? Wirken nicht alle Reden wie angeklebte Spruchbänder?

Zum Vergleich ein Text aus Gotthelfs Geschichte **Der Besenbinder von Rychiswyl**. Wie in der *Alpenrosen*-Erzählung sind auch im **Besenbinder** die Hauptgestalten arme, einfache Landleute. Hansli erlernt das Handwerk eines Besenbinders und kann seine Mutter und sich durchs Leben bringen. Jeden Dienstag schleppt er einen Karren voller Besen nach Bern. Dabei begegnet er einem weinenden Mädchen, das für seinen Vater, einen Schuhmacher, Schuhe nach Bern bringen muss, sich aber vor der Wache am Stadttor fürchtet. Hansli versteckt die Schuhe unter seinen Besen, das Mädchen hilft ihm ziehen, und Hansli

erfährt, wie viel leichter sein Karren zu zweit sich nach Bern schleppen lässt. Deshalb kommt er auf den Gedanken, das Mädchen zu heiraten:

*Hansli fuhr und fand sein **Meitschi**, und als Hansli in der Stange, das Meitschi jetzt am Strick wacker zogen, sagte er: «Es geht doch mehr als **ds Halb ringer**, wenn zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen. Ich war am letzten Samstag in Thun und musste mich fast töten.» «Habe es schon oft gedacht», sagte das Meitschi, «es sei einfältig von dir, dass du nicht jemand anstellst; es ging dir alles halb so leicht, und der Verdienst wär grösser.» «Was willst», sagte Hansli, «bald sinnet man zu früh auf eine Sache, bald zu spät, man ist halt **gäng e Mensch**. Aber jetzt däucht es mich, ich möchte eine anstellen; wenn du wolltest, du wärest mir gerade recht. Ich wollte dich heiraten, wenn es dir anständig ist.» «He, warum nicht, wenn ich dir nicht **z'wüst und z'arm** bin», antwortete das Meitschi. «Hast mich einmal, so nützt dich dann das Verachten nichts mehr. Ich werde es auch nie viel besser treffen; **öppe** einen bekömmst man immer, aber dann was für einen? Mir bist brav genug, hast **Sorg** zur Sache und **wirst e Frau nit für e Hund haben**.» «He, sie kann es haben wie ich, und ist ihr das nicht gut genug, so kann ich nicht helfen», antwortete Hansli. «Aber ich denke, schlimmer, als du bisher gehabt, würdest du es bei mir nicht haben. Ists dir recht so, so sollst am Sonntag zu uns kommen, die Mutter lässt dir sagen, du sollst **Gottwillche** sein, wenn du sie für die Mutter halten wolltest.» «He», sagte das Meitschi, «was sollte ich anders, bins gewohnt, die Mutter für die Mutter zu halten, mich zu unterziehen und es anzunehmen, wie es kömmt, böser und minder böse, sauer und minder sauer. Habe nie geglaubt, ein böses Wort mache ein Loch, da hätte ich ja kein Stück Haut einen Kreuzer gross am ganzen Leib.» Daneben wolle es, wie üblich und bräuchlich, Vater und Mutter vorbehalten haben. Daneben werden die nichts dagegen haben, es seien ihrer noch genug daheim, und sie würden froh sein, vorabzustossen, was gehen wolle. (XXI: 174 f.)*

Der Gegensatz zur Almanach-Geschichte könnte kaum grösser sein: Gotthelfs Gestalten reden im Ton nüchterner Sachlichkeit miteinander; die Ehe erscheint als reiner Zweckbund zweier Menschen, die vortrefflich zu-

sammenpassen: Beide kommen aus armem Hause, beide sind arbeitsam und anspruchslos; sie spüren, dass sie einander gut ergänzen. Ihre Sprache ist demgemäss einfach und mundartnah. Allerdings: Auch in diesem Text stehen nur wenige wirkliche Mundartwörter, darunter wichtige Gefühlsträger wie **Meitschi**, **ds Halb ringer**, **z'wüst und z'arm**, **Gottwillche**; auffällig sind die mundartlich getönten Ausdrücke: *gäng e Mensch*, *Sorg*, *wirst e Frau nit für e Hund haben*; dazu der mundartlich geprägte Satzbau, vor allem im häufigen Fehlen des Personalpronomens: *Habe es schon oft gedacht...*, *was willst...*, *hast mich einmal...*, *Mir bist brav genug*, *hast Sorg zur Sache und wirst e Frau nit für e Hund haben*.

Das Gespräch endet mit einer humoristischen Pointe: Der Vater des Mädchens hat die Stube voll Kinder und ist deshalb froh, ...*vorabzustossen, was gehen wolle...*; abstossen kommt aus der Bauernsprache: Man stösst ältere Tiere ab, um Platz für die jüngeren zu schaffen. Aber trotz aller krassen Nüchternheit bekommt der Leser kaum den Eindruck, die zwei Menschen seien gefühllos, hätten keine Liebe; am Anfang spricht Hansli eine schlichte Lebensweisheit aus, die als Stern am Eehimmel leuchten wird: *Es geht doch mehr als ds Halb ringer, wenn zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen.* – Walter Muschg dazu: *Diese Liebesgeschichte und das Verlobungsgespräch an der Deichsel des Besenkarrens sind schlechthin einzig. Sie enthüllen den Stolz und den eigenen Lebensstil, die der echten Armut eingeboren sind. Vor solchen Szenen steht man wie vor einem Wunder, nur Gotthelf konnte sie erfinden. (Walter Muschg, Jeremias Gotthelf. Eine Einführung in seine Werke. Bern 1954)*

Der bezeichnendste Ausdruck... vom schwierigen Übersetzen

In den späten 40er Jahren, als Gotthelf mit dem Berliner Verleger Julius Springer in Beziehung trat, hat er frühere, stark mundartlich geprägte Werke ins Hochdeutsche übersetzt, u.a. den Roman **Wie Uli der Knecht glücklich wird**. Er wollte es selber tun, denn, schreibt er im Vorwort, er allein sei imstande, ...*das obwaltende Hindernis zu heben, ohne die individuelle Eigentümlichkeit und die*

nationale Färbung zu verwischen. Das war eine verzeihliche Selbsttäuschung: Seine Übersetzungen sind ziemlich schwach. Die wichtigsten Gründe dafür:

Es fehlte ihm die nötige Musse: Gotthelf schrieb seine Bücher neben der pflichtbewussten Führung eines vollen Pfarramts, und er schrieb sie in atemberaubender Kadenz. Meist arbeitete er an mehr als einer Geschichte nebeneinander – wie hätte er da die Geduld aufbringen können, die das Übersetzen nun einmal fordert!

Seine in Briefen geäußerte Einsicht bewahrheitet sich auch hier: *Das Ding war stärker als er*; wenn er den **bezeichnendsten Ausdruck... wie grob er sein** mochte, gefunden hatte, dieser Ausdruck aber einfach unübersetzbar schien, was sollte er sich da weiter abmühen?

Ich möchte dies an einem Text aus dem 9. Kapitel des Uli-Romans zeigen. Der fortlaufende, *kursiv gedruckte* Text gibt den Wortlaut der ursprünglichen, stark mundartlich gefärbten Fassung wieder; die Stellen, die Gotthelf für die hochdeutsche Fassung (Springer 1854) geändert hat, sind in der ursprünglichen, *kursiv gesetzten* Fassung unterstrichen; die neue, verhochdeutsche Formulierung wird jeweils in eckiger Klammer **nicht-kursiv** dazugesetzt. Besonders auffällige Stellen sind **fett** gedruckt.

Auf dem Hof des Bodenbauern arbeiten zwei Mägde: die Meisterjumper Stini, eine zänkische, hässliche «Werchader», die aber fürs Leben gern einen Mann hätte, und Ürsi, die Untermagd, ein hübsches, flatterhaftes Ding, das auch möglichst rasch zu einem Mann kommen möchte, um es, wie sie meint, dann ihr Lebtag gut zu haben. Beide versuchen Uli zu gewinnen und merken bald, dass sie Nebenbuhlerinnen sind:

*Stini schimpfte über die Mannevölcher, [Mannsleute] welche einem jeden **Schlärpli** nachliefen und beim Weiben [Heiraten] nur auf das Gfräss [Gesicht] sähen, und sagte Uli, er sei gerade einer von den Dümmersten und Nichtsnutzigsten, er sei eigentlich gar nicht wert, dass ein bravs Mönsch [brav Mensch] sich mit ihm abgebe. So einer, der so eim wie dem Ürsi [Einem wie Uersi], dem liederlichsten Uflat, nachsehe und sich mit ihm abgebe, **dem sött me dHose achela** [sollte man noch die Rute geben]. Mit so eim [einem] zähl es*

*sich dann **notti** nicht zusammen. Wenn es schon kein solch **Gesichtli** hätte, das man nicht an der Sonne brauchen könne, wenn es nicht abschiessen [erbleichen] solle, so hätte es doch zwei Dutzend Hemder [Hemden] und sieben Paar Sommerstrümpfe und fünf Winterstrümpfe (einer sei ihm verloren gegangen), vier Kittle [Mieder], **zwe verflucht brav und zwe minger**, und dann Geld hätte es auch noch, es sage nicht, wieviel. Aber wenn es mit eim [Einem] anfinde zu husen [Haus zu halten], so für zwei **Bett** und zwei Kühe und vielleicht für ein Schaf auch noch brauchte der keinen Kummer zu haben. Das wär doch dann öppis angers als son es Plät-terfüdle, wo nit emal Geld hätte für Stroh z'kaufe, wenn es es einmal wischen möchte [etwas Anderes, als so ein **liederlich Mensch**, welches nicht einmal Geld hätte, um **Wolle zu kaufen, wenn es einmal seine Strümpfe flicken möchte**]. Es könnte viel noch sagen, aber es sei kein so Anlässiges, das meine, es müsse einmal mannen [aber es meine dann nicht, dass es geheiratet sein müsse]; es hätte zu leben, und sein lediger Leib sei ihm auch noch etwas wert. Allbets [Ehedem] hätte es schon lange einen Mann gehabt, und vor zwanzig Jahren hätte es mehr als einmal mannen [heiraten] können, aber jetzt sei nichts mehr zu machen, unter Hunderten gäbe [gebe] es keinen vernünftigen Bursch [Burschen] mehr; son e **Mistmore** sei heutzutage allen lieber als es brav Mönsch mit einer guten Hinterlag [ein brav Mensch mit etwas Geld]. (95 f.)*

Dieser Text zeigt alles, was wir bisher beobachten konnten, vielleicht eine Spur deutlicher. Man beachte etwa, wie Gotthelf durch einen sprunghaften Satzbau Stinis Beschränktheit zum Ausdruck bringt, z.B. in der Mitte des Textes im langen Satz: *Wenn es schon kein solch Gesichtli hätte,...* so hätte es doch... Stini will gegen den Leichtsinn der hübschen Nebenbuhlerin ihre eigene Tüchtigkeit herausstreichen; aber sie tut es naiv, indem sie Ungleiches miteinander verknüpft; man könnte glauben, jemand müsse hässlich sein, um zu Besitz zu gelangen; der Nachsatz *und dann Geld hätte es auch noch...* entspricht kindlichem Erzählen: Was beim Reden vorweg einfällt, wird mit der Formel *und dann* ans Vorhergehende angehängt. Komisch auch der Schluss: *Allbets hätte es schon lange einen*

Mann gehabt... Ein unerfüllter Wunschtraum wird wie etwas Wirkliches in die Vergangenheit projiziert.

Nun aber Gotthelfs Übersetzen – Vieles (d.h. die meisten unterstrichenen Stellen) kann man als brauchbar hinnehmen. Anderes hingegen ist fraglich. Zunächst fällt Gotthelfs Inkonsequenz auf: *Mönsch* korrigiert er zu *Mensch*, *Gesichtli* und *Uflat* indessen bleiben stehen, das mag noch hingehen; kaum einleuchtend ist: *zwe verflucht brav... zwe minger... Notti* lässt er einfach weg. Völlig unverstündlich dünkt mich, dass er **Schlärpli** und **Mistmore** nicht übersetzt. Mist ist zwar ein hochdeutsches Wort, bei *More* hingegen werden deutsche Leser fragen, ob damit eine Möhre, eine Rübe also, gemeint sei. Für ganz verfehlt halte ich die Übersetzung des drastischen Bildes vom **Plätterfüdle**. Vermutlich dachte Gotthelf, das sei für seine deutschen Leser zu grob, fand aber keinen gleichwertigen Ersatz; denn das ursprüngliche Bild ist wohl das, was er im zitierten Brief den *bezeichnendsten Ausdruck* nannte: Er ist derb und übertrieben und drückt Stinis Neid aus; aber er ist zugleich aussagekräftig und zutreffend; denn er stellt den wahrscheinlichen künftigen Zustand dar: Wenn nämlich Ürsi so leichtsinnig und oberflächlich bliebe und, einmal verheiratet, nur noch auf der faulen Haut läge, so könnte sie im wörtlichen und im übertragenen Sinn bald einmal ein **Plätterfüdle** werden – vielleicht hätte sie dann tatsächlich kein Geld mehr für Stroh zum Putzen des Hintern. Gotthelfs Bild ist also folgerichtig und kohärent. Vielleicht finden Sie, meine Deutung sei zu weit hergeholt; doch Gotthelf selber lenkt uns auf diese Spur: Ürsi sei ein **Schlärpli** (von *schlarpe* – schlurfen, langsam gehen) sagt Stini am Anfang; zudem hat Gotthelf mehr als einmal Geschichten von jungen Leuten erzählt, die faul, genussüchtig und leichtfertig in den Tag hineinleben und zuletzt im Bettel, in Schmutz und Elend versinken; übrigens weist auch seine Übersetzung in diese Richtung: aus dem **Plätterfüdle** wird ein **liederlich Mensch**, das nicht einmal Wolle kaufen könne, um seine Strümpfe zu flicken; Gotthelf übernimmt also aus dem mundartlichen Bild die eben erläuterte moralische Komponente: Er spricht hier direkt, aber abstrakt aus, was das deftige Bild uns vermuten lässt. Damit ist auch das Hauptmerkmal

seiner Übersetzungen genannt: Sie sind blasser, abstrakter als die Vorlage.

Weitere Gesichtspunkte

Ich habe aus dem weiten Feld zwei Themen ausgewählt und gleichwohl auch bei diesen zweien etliche Aspekte nur gestreift oder überhaupt nicht berührt, u.a. die Vielfalt und Kraft der Bildersprache, dialektologische Aspekte von Gotthelfs Mundart und Probleme ihrer Rechtschreibung, die gesellschaftliche Rolle der Mundart: Wer spricht Mundart, wer Hochdeutsch? Ich habe diese Frage eingeklammert, weil Gotthelf hier nicht eindeutig festzulegen ist: Ob eine Gestalt Mundart spricht, hängt nicht vorrangig von ihrer gesellschaftlichen Stellung ab; Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht, Bildungsstand und persönliches Format bestimmen dagegen sehr wohl, **wie** jemand Mundart redet, ob die feine eines Liebiwyl-Änneli oder die animalisch-grobe eines Zyberlihoger-Lisi, eines Mädi oder eines Stini.

Von der Macht des Wortes

Zum Schluss möchte ich zu Grundsätzlichem zurückkehren und fragen, wie Gotthelf die Sprache an sich auffasste, ihr Wesen, ihren Ursprung, ob und wie sich die Auffassung von Sprache und der Umgang mit ihr seit Gotthelf gewandelt haben. Wie in einigen andern Bereichen steht Gotthelf, was diese Frage angeht, am Beginn einer Wende. Wir erleben in unsern Tagen ein lawinenhaftes Anwachsen von Spracherzeugung und Sprachverbrauch in den Medien, vom Buch über Radio und Fernsehen bis zum Internet, einen Verschleiss von Sprache – im Vergleich dazu war Gotthelfs Zeit geradezu idyllisch. Unser Jahrhundert hat gigantische Möglichkeiten der Manipulation, der Verführung durch Sprache entwickelt, wir haben schlimme Beispiele politischen Missbrauchs von Sprache miterlebt – Gotthelf spürte, vor allem in den späteren Jahren, solche Gefahren heraufkommen: Sein leidenschaftlicher Kampf gegen radikale Politiker hat damit zu tun.

Unsere Zeit hat wohl auch das Vertrauen in die Verlässlichkeit der Sprache weitgehend

verloren. – Hier fühlte Gotthelf sich noch auf sicherem Boden: Er vertraute der Sprache, er glaubte, mit Sprache lasse sich etwas ausrichten. Er wollte, ich habe es am Anfang dargestellt, an der Geschichte mitbauen; er tat es mit dem Wort; denn er glaubte an die **Macht des Wortes**. Das Wort, auch das Wort eines Menschen, ist mächtig, weil Gott selber sich in diesem Wort offenbart, das Wort seine Schöpfung ist. Im Roman **Uli der Pächter** schreibt Gotthelf:

Es ist eine wunderbare Sache um die Macht des Wortes, nicht umsonst hat so mancher Aberglaube sich damit vermischt; dass zum Beispiel das Wort des Menschen Macht habe über Gott, so dass er müsse töten oder wettern, je nachdem, das Wort die Macht habe, aus den Gräbern die Toten zu rufen und zu öffnen die Schatzkammern der Erde. Aber ein fromm, vertrauensvolles Wort zum Vater im Himmel, eine Bitte aus innigem Herzen, was hat sie nicht vermocht, und wie oft hat nicht ein Wort geschlagen in das Herz des Sünders wie der Blitzstrahl aus einer Donnerwolke? Wie oft nicht ein Wort das Andenken grosser Verstorbener herbeigerufen, neues Leben geweckt in den Herzen der Enkel? Wie oft ist nicht das Wort in Herzen gedrungen, hat Steine von den Gräbern gesprengt, unter welchen die edelsten Kräfte begraben lagen, und ein junger, schöner Frühling erblühte, wo früher Öde war und totes Gestein? (XI: 298)

Wir sind wieder beim Ausgangspunkt, bei Gotthelfs Theologie. Im Juni 1831, fünf Jahre, bevor **Der Bauernspiegel** erschien, predigte Gotthelf an drei Sonntagen hintereinander über die Verse 1–12 aus dem 3. Kapitel des Jakobusbriefs. Ich vermute, Vers 5 habe ihn besonders inspiriert: *Also ist auch die Zunge ein kleines Glied und richtet grosse Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet's an!* – Sprache als göttliches Wunder, Verantwortung gegenüber der Sprache, Missbrauch von Sprache, «Zungensünden» – das sind seine Themen.

Es fällt auf, wie Gotthelf, sobald er zu den praktischen Themen kommt, zum Umgang mit Sprache, zum Sprachmissbrauch, in fast epischer Breite ausholt und Motive seiner spätern

Dichtung ausbreitet. So schildert er u.a., wie Spannungen zwischen Menschen entstehen, wie leicht man einander kränken kann und wie schwer die Versöhnung einzuleiten ist:

Man wird durch gereizte Heftigkeit im Betragen seine innere Verletzung kundgeben oder durch gehässige Bitterkeit im Tone, sobald man sich beleidigt glaubt. Dann zieht eins das andere nach, ein Wort lockt ein anderes hervor, und ehe man es sich versieht, schlägt der Streit, der anfangs mit einem vernünftigen Wort geschlichtet worden wäre, in helle Flammen auf. (17: 201)

Da wird vorweggenommen, wie der Streit auf Liebiwyl in **Geld und Geist** aus nichtigem Anlass entsteht. – So schildert Gotthelf andere Missbräuche der Sprache, geisselt die «Zungensünden», ermahnt zu verantwortungsvollem Umgang mit Sprache, zeigt eindringlich, was liebe Worte vermögen – das alles begegnet uns später im dichterischen Werk. Weshalb diese Ermahnungen und Aufrufe? Antwort darauf gibt die erste der drei Predigten über die Sprache als eine kostbare Gabe Gottes, als ein den Menschen anvertrautes Pfund, mit dem er verantwortungsvoll umgehen soll. Aus dieser ersten Predigt zum Schluss einige Sätze:

Selten einer denkt, wie unendlich die Weisheit des Schöpfers sein muss, der mit so geringen Werkzeugen im Menschenmunde... so Grosses für den Menschen ausrichten konnte. Es ist dieses ein Wunder der Allmacht Gottes, das wenige bedenken, eben weil es so einfach ist, so natürlich scheint, so wie von sich selbst entstanden...

Was wir sind in geistiger Rücksicht, haben wir der Sprache zu verdanken. Der Freuden, der Genüsse edelste werden durch die Sprache uns...

Durch die Sprache allein gelingt es ja den Eltern, die Kinder zu vernünftigen Geschöpfen heranzubilden, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, die Gefühle zu leiten zur Frömmigkeit, den Willen zum Gehorsam...

So... ist die Sprache das köstlichste Vorrecht und das wunderbarste, das er [der Mensch] in seinem Körper besitzt, er kann Gott nicht genug dafür danken. (17: 196 ff.)

Seppi a de Wiggere – Leben für das Hinterland

Vortrag von Lothar Kaiser

Bloss eine kleine Schar von Zuhörern hatte sich am 28. Mai im modern gestalteten «Jardin» des Evangelischen Gemeinschaftswerks, dem Wintergarten des alten Sandsteingebäudes, eingefunden. Um es gleich vorwegzunehmen – sie wurden für ihre Mühe reichlich belohnt!

Zuerst begrüßte Dr. Alfred Reber, der Redaktor der MITTEILUNGEN, die Unentwegten und stellte das Buch vor, das im Mittelpunkt der Ausführungen von Lothar Kaiser stand: «Seppi a de Wiggere – Leben für das Hinterland». Der Verfasser, Josef Zihlmann (1914–1990), interessiert Alfred Reber nicht zuletzt deswegen, weil er über Menschen schrieb, die in einem ähnlichen Gebiet lebten wie die Gestalten Gotthelfs. Bloss auf der andern Seite des Napf-Massives, aber in viel bescheideneren Verhältnissen als die Bauern des Emmentals.

Der Referent des Abends, ehemaliger Seminardirektor, jetzt Konservator am Historischen Museum Luzern und Geschäftsführer der Schenkung Dr. phil. Josef Zihlmann, hat Josef Zihlmann persönlich gekannt und öfters mit ihm zusammen geweilt.

Zihlmann, es lässt sich kaum anders ausdrücken, lebte buchstäblich für seine Heimat, das Luzerner Hinterland. Eine Fotografie zeigt einen intelligenten, gut aussehenden Kopf mit äusserst gepflegtem Bart – bezeichnend für den Perfektionisten, der er war: Auf unzähligen Karteikarten hat er die Eigenheiten seines Gebietes minutiös festgehalten. Geboren in Hergiswil am Napf als Sohn eines Leiternmachers und Sigristen, wuchs Zihlmann in sehr bescheidenen Verhältnissen zusammen mit zehn Geschwistern auf. In der kalten Jahreszeit blies der Wind durch das Gebälk des Hauses, das kaum geheizt werden konnte. Obwohl die Schulzeugnisse des jungen Josef keine tiefere Note als die 6 aufwiesen, wurde er in keiner Weise gefördert. Er wäre aufgrund seiner Leistungen für das Gymnasium prädestiniert gewesen, musste aber früh für die grosse Familie Geld verdienen. Als Tagelöhner war er u.a. als Holzarbeiter, Goldwäscher und Schreiber tätig.

Ein Kurs auf dem Herzberg beim «edlen Sozialisten» (so Lothar Kaiser) Fritz Warten-

weiler weckte den Schriftsteller in ihm. Damals wirkte er als Versicherungsvertreter; mit unermüdlicher Ausdauer ging er von Haus zu Haus. Im November 1937 entstand die erste Geschichte in Mundart, der «Zytschangi», die im «Willisauer Boten» nach dem Willen des Verfassers anonym erscheinen sollte. Der Redaktor setzte aber trotzdem einen Namen darunter: **Seppi a de Wiggere**. Diese – von Zihlmann anfänglich wenig geliebte – Bezeichnung blieb ihm dann sein Leben lang erhalten. – Im Militär brachte er es zum Korporal, der während des Zweiten Weltkriegs der Sektion «Heer und Haus» zugewiesen wurde.

1940 heiratete Zihlmann Caroline Fischer; mit ihr gründete er eine grosse Familie. Von den sechs Kindern starb jedoch ein Knabe durch einen Unfall noch während der Primarschulzeit. – In seinem Hauptberuf als Usego-Detaillist gestaltete der Vielseitige mit Geschick und Kunstsinn seine Schaufenster; jedes einzelne hielt er sogleich fotografisch fest – auch hier war er der Sammler.

Wegen seiner Geradlinigkeit und Zivilcourage hatte er in der Politik nicht allzuviel Erfolg. Nachdem er drei Jahre lang Gemeindepräsident in Gettnau gewesen war, trat er zurück, weil er mit seinen Ratskollegen ein gestörtes Verhältnis hatte.

Innerhalb der Usego verlief seine Karriere steil aufwärts. Er wechselte aber dann über zur «bio-familia AG» in Sachseln, wo er die Stelle als Vizedirektor erhielt. (Zihlmann war übrigens der erste, der den heutzutage fast zu Tode strapazierten Ausdruck «bio» im Lebensmittelgeschäft verwendete.)

Bei einem in so manchem begabten Menschen erstaunt es wohl kaum, dass er auch im Zeichnen überdurchschnittliche Fähigkeiten besass. Im Nachlass befindet sich eine dicke Mappe mit Kohlezeichnungen. Im Dezember 1978 wurde er von der Universität Freiburg zum Ehrendoktor ernannt, 1992 bekam er den Innerschweizer Kulturpreis. Diese und noch weitere Ehrungen gefielen ihm sehr, durchaus verständlich für einen Menschen, der aus einfachsten Verhältnissen hervorgegangen ist.

Die Manuskripte für seine zahlreichen Leistungen bereitete er zu Hause aufs sorgfältig-

ste vor, auch hier war er peinlich genau. Religiöse Volkskunde fesselte ihn sehr; er ging all den vielen kleinen Kapellen seiner Umgebung nach und schrieb über die Suche der einfachen Leute nach Heilung mittels Gebeten zu den entsprechenden Heiligen.

Nach Zihlmanns Auffassung steckt in jedem Menschen ein «Konglomerat» von Erbanlagen, Einflüssen der Umwelt usw., ähnlich dem Nagelfluh-Gestein des heimatlichen Napfgebirges. – Am 10. Januar 1990 beendete ein Hirnschlag das Leben des aussergewöhnlichen Menschen.

Die grösste Bedeutung von Josef Zihlmann liegt nach Lothar Kaisers Ansicht darin, dass er den Leuten seiner Umgebung ein grösseres Selbstbewusstsein gegeben hat. Die Hinterländer haben nun das «Wiggertaler-Museum»

Klösterli auf Schloss Wyher in Ettiswil. Sie sind alle stolz darauf, obwohl die wenigsten es jemals besucht haben.

Der fesselnd gestaltete Vortrag wurde ergänzt durch die Tonaufzeichnung einer von Zihlmann gelesenen Erzählung. Die äusserlich einfache Geschichte «Die lange Leiter» berichtet hintergründig von der Jugendzeit des Autors. Als Knabe war er stolz darauf, einen Vater zu haben, der eine Leiter mit 40 Sprossen machen konnte und der «den Weg weiss». Zugleich kommt aber dann die sich anbahnende Loslösung vom Vater: dank einer im Schulunterricht abgegebenen Karte kennt nun auch der Heranwachsende den Weg (ins Emmental), und zwar genauer, als der Vater ihn im Gedächtnis hat.

Kurt Meister

Ja oder Nein?

Unter diesem Sammeltitle bringen wir Streiflichter, Meinungen, Notizen, Leserbriefe, Kurzkomentare und knappe Fragestellungen

Kritische Bemerkungen einer Leserin

Sehr geehrter Herr Reber, da Sie uns so freundlich auffordern, Beobachtetes zu melden, möchte ich mir eine Kritik an dem offenbar sonst bewunderten Josef Zihlmann erlauben. Sein Aufsatz «Mehrzweckhallen» ist gewiss sympathisch, aber zu lang! Weiterhin: Auf der ersten Seite steht: «eine Gemeinde, die etwas auf sich **hat**» – das heisst aber auf Standard-Deutsch «etwas auf sich **hält**». Auf S. 2 heisst es, man habe «**erlickt**», – das Wort existiert nur im Schweizerdeutschen, deutsch würde es **begriffen** oder **herausgefunden** heissen. Und ganz schlimm auf S. 4: «Man hat unsere Bauern nicht nur rechnen **gelernt**» (statt **gelehrt**)... das ist ein berndeutscher Primarschülerfehler!

Ich erlaube mir noch eine Bemerkung zu der Abbildung «No drinks, no drugs, no problems» mit dem Kommentar «en français s v pl»: Gewiss, auch mich stören oft englische Ausdrücke in unserer heutigen Sprache, wie das beliebte «cool» bei den Schülern. Aber wenn man sich diesen Aufruf auf Französisch vorstellt (pas d'alcool, pas de drogues, pas de

problèmes) oder auf Deutsch (kein Alkohol, keine Drogen, keine Probleme), so fällt einem die raffinierte Kürze der englischen Formulierung auf, dazu noch die Alliteration der beiden ersten Teile, – kurz, das Englische ist wirklich die geeignete Sprache für solch kurzen Aufruf; und verstehen tun's ja heute fast alle Jugendlichen, nicht wahr?

Trotzdem möchte ich betonen, dass ich unbedingt für Französisch als erste Fremdsprache in unseren Schulen eintrete.

Ursula Zürcher-Brahn

Bemerkung des Redaktors zu den Fehlern im Zihlmann-Text: Ich bin als Redaktor grundsätzlich sehr zurückhaltend mit Eingriffen in fremde Texte, d. h. ich korrigiere so wenig wie möglich; ausserdem weisen Zihlmanns Fehler auf einen Umstand hin, der für seine Biographie wichtig ist: Er kam in einer mausarmen, kinderreichen Familie zur Welt und konnte keine höhere Schulbildung geniessen. Er besuchte die Primarschule in seinem Heimatdorf, war dort ein sehr guter Schüler und konnte deshalb als 15-jähriger in die Mittelschule Willisau eintreten, musste aber nach einem

Vierteljahr seine Ausbildung aus finanziellen Gründen abbrechen und verdienen helfen. Auch mit seiner beruflichen Ausbildung hatte er Pech, sie wurde – ohne sein Verschulden – nach einem halben Jahr abgebrochen. Alles andere musste er sich neben einer vollen Berufsarbeit später autodidaktisch erarbeiten. (ar)

Ein Leserbrief, der Wirkung zeigte...

*Anfang April machte Herr **Karlheinz Thiergart** beim Weltpostverein eine unliebsame Erfahrung. Er berichtete darüber in einem Leserbrief im «**Bund**», hier der erste Abschnitt daraus:*

Wegen einer internationalen postalischen Auskunft rief ich am 1. April den Weltpostverein in Bern unter der Nummer 350 31 11 an. Die deutschsprechende (und verstehende) Telefonistin verband mich mit der betreffenden Abteilung. Ich wiederholte mein Anliegen auf Deutsch, da ich nicht genügend Französisch oder Englisch in diesem speziellen Fall vorweisen kann. Die nun mit mir verbundene Dame verstand kein Deutsch und verband mich zurück zur Telefonzentrale, wo man mir sagte, dass man im sogenannten **WELT**-Postverein nur Französisch oder Englisch spreche und jede Auskunft nur in diesen Sprachen gegeben werde...!

Dieser Tage hat mir Herr Thiergart mitgeteilt, ein hoher Funktionär des Weltpostvereins habe darauf reagiert und sich in einem höflichen Brief bei ihm entschuldigt. Der Anfang dieses Briefs hat folgenden Wortlaut:

... ich bin leider erst jetzt darauf aufmerksam gemacht worden, auf welche Schwierigkeiten Sie neulich bei Ihrem Anruf beim Internationalen Büro des Weltpostvereins gestossen sind.

Sie sind korrekt informiert worden, dass die offizielle Bürosprache des Weltpostvereins Französisch ist. Diese Entscheidung wurde von den Gründern der UPU (Union Postale Universelle) im Jahre 1874 getroffen. Seit 1994 gilt auch Englisch als offizielle Sprache des Internationalen Büros.

Das heisst jedoch nicht, dass niemand in diesem Gebäude deutsch spricht. Wir haben eine Anzahl an Mitarbeitern aus der Schweiz,

aus Deutschland und aus anderen deutschsprachigen Ländern. Ihre Anfrage hätte daher an jemanden, der deutsch spricht, weitergeleitet werden sollen. Ich möchte mich gerne bei Ihnen für die Unannehmlichkeiten entschuldigen.

So weit der Brief. Herr Thiergart wurde überdies zu einer Führung eingeladen und, wie er mir am Telefon erzählte, dabei sehr umfassend über die UPU informiert. – Und die Moral von der Geschicht? Man sollte nicht voreilig resignieren und denken: «Es nützt sowieso nichts!», sondern eben doch sprachliche Missstände klar und deutlich tadeln; hie und da nützt es, wie Exempel zeigt. (ar)

Sprachunsinn

Sprache sei etwas Lebendiges und darum Veränderungen unterworfen. Das mag wohl stimmen, bis man aus Mangel an Sprachkenntnissen aus einem dagegen bekannten Fremdwort einfach Verben ableitet und diese wie deutsche Verben konjugiert.

Beispiel: Performance – performen – sie performt – sie performte – sie hat performt.

Aufgelesen in «Informationen zum Jahresabschluss» des Schweizerischen Bankvereins.
P. Day

Hier die «Beweisstücke» – ein paar Sätze aus der genannten Schrift:

*Trotz starkem Wirtschaftswachstum konnten die Bondmärkte auch 1997 eine gute **Performance** ausweisen... Daneben **performte** die italienische und spanische Börse auch fast 50%, wogegen alle asiatischen Börsen einen negativen **Performancebeitrag** lieferten. Die nicht unwesentliche Aufwertung des CHF gegenüber den europäischen Währungen wirkte sich **performancemindernd** aus... Da sich keine Änderung der amerikanischen Geldpolitik abzeichnete, haben die Obligationenbörsen gut **performt**... Das vergangene Berichtsjahr war geprägt von einer ausgezeichneten **Performance** der europäischen Börsen... Im Gegensatz zu 1996 **performte** der US-Bondmarkt aufgrund der Asienkrise gut... Die Europäischen Obligationenbörsen, an erster Stelle Italien, **performten** wiederum gut... Im Zuge der allgemeinen Börsenhause wies auch der deutsche Aktienmarkt*

eine ausgezeichnete **Performance** von fast +50% aus... Der XEU-Obligationenmarkt **performte** im Jahre 1997 wiederum überdurchschnittlich gut...

Deutsche Sprach – swirige sprach

So betitelte Herr **Max Schio**, Mitglied der BUBENBERG-GESELLSCHAFT, eine Glosse, die er für eine Vereinszeitschrift schrieb. Freundlicherweise hat er uns diesen Text als Echo auf den Artikel «**Italo-Deutsch**» in Nr. 4/1997 der MITTEILUNGEN zugeschickt. Dafür sei ihm herzlich gedankt. – Sicher kennen Sie alle, liebe Leserinnen und Leser, Anekdoten vom Druckfehlerteufel, der manchmal hintereinander Redaktoren, Schriftsetzer und Korrektoren versohlt. Heute muss man wohl eher von «Pannenteufel» reden; so einer scheint bei uns gewirkt zu haben. Zweimal nämlich fiel dieser Text bei der Zusammenstellung der neuen Nummer heraus, das erste Mal aus Platzgründen, das zweite Mal aus einem Versehen, das wegen Termindruck nicht mehr korrigiert werden konnte. Beim dritten Anlauf sollte es klappen. – Hier nun zunächst der Brief von Herrn Schio:

Nr. 4/1997 habe ich richtiggehend genossen. Zum Artikel «Italo-Deutsch» (S. 10): Übersetzungen aus Italien und Spanien sind bekannt für die Heiterkeit, die sie uns bescheren. Man braucht aber nicht so weit zu suchen. Selbst in welschschweizerischen Kantonen verstaucht man die deutsche Sprache bis zur Unkenntlichkeit.

Ich konnte es nicht lassen, in einer Vereinszeitschrift einige Perlen aus der Gegend von Le Locle zu zitieren. Dort wäre es doch wohl kein Hexenwerk gewesen, einen der deutschen Sprache kundigen Mitbewohner aufzufinden. Es hat nicht sollen sein.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang: z. B. die Miniaturausgabe «Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung» (1968, 370 S.); Druck und Verlag in der VR China. Einwandfreies Deutsch, keine Druckfehler. Was den Chinesen recht ist, müsste eigentlich den Italienern billig sein.

Und nun die erwähnte Glosse:

Ein ****-Hotel in La Chaux-de-Fonds bietet einen günstigen «Week-end»-Aufenthalt an: La chambre double pour le prix de la simple.

Deutsch: Das Doppelzimmer zum Preis von Einzelzimmer.

Wenn Sie es einfacher haben möchten, ohne Heintzelmännchen, finden Sie im Hôtel Restaurant «La Maison-Monsieur» nächst dem Zollamt Biaufond ein Dortoir (Massenlager). Dem überraschten Deutschschweizer wird indes empfohlen, sich im «Manenluger» auszuruhen und im Restaurant die Spezialität «Furelle 70» (Truite 70) zu verzehren, letzteres offenbar ein originalgericht de la région.

Wer les bassins Saut-du-Doubs auf einer Mini-Kreuzfahrt erkundet, dem zeigt man u.a. «La grotte dite des Rois de Prusse». Der deutschsprachige Leser hingegen sieht sich hier der «Grotte der Preussischen König» gegenüber – eine Gelegenheit, die man unbedingt wahrnehmen sollte.

Max Schio

Dies gelesen...

Da ist sie ja immer noch, die Reklamevitrine am wenig belebten Durchgang, die nur von ein paar geruhsamen Postautobenutzern zur Kenntnis genommen wird. Geworben wird hier, schon seit etlicher Zeit, für ein vielseitig anwendbares, reelles Naturprodukt: eine Kohlsalbe. Mit Humor illustrieren die Hersteller ihr Produkt: da sitzen sich, in unaufdringlichem Kleinformat, zwei Kleinkinder, fröhlich und mollig (eine für diese Altersklasse gerade noch geduldete Eigenschaft) gegenüber. Eine Sprechblase verrät uns, was das eine dem andern zuruft: «**Wohl mit Kohl – das ist Mein Geheimtip!**»

...und das gedacht:

Wäre das nicht **der** geeignete Werbespruch für den kommenden Wahlherbst in Deutschland?

Peter Glatthard

Vom Umgang mit der Sprache

Antwort von Herrn **Eduard Weymuth** auf die Leserbriefe in Nr. 1/1998 der MITTEILUNGEN (S. 14: Herr Dr. Schwertfeger, Herr Häberli, Herr Dr. Keller).

1. Zu Herrn Dr. Schwertfegers DAVOS

Dieses Beispiel steht in meinem Aufsatz unter dem Titel «Sprache und Medien». Vielleicht war Davos ein etwas heikler Brocken. Immerhin wäre er mir nicht aufgefallen, wenn der Name dieses Ortes gewöhnlich als [f] ausgesprochen würde; hier trägt mich mein Gefühl sicher nicht, denn das Nichtalltägliche lässt aufhören. Auch anlässlich der Davoser Symposien hört man doch weitgehend die Aussprache mit v, also [w]. Was die Herkunft betrifft, weiss ich wohl, was z.B. im Lehenbrief der Landschaft Davos von 1289 steht. Dort heisst der Ort in der Tat Tafas (möglicherweise vorrätischen Ursprungs) und dieser Name wurde von den Walser Kolonisten in ihre Sprache übernommen.

Doch ist es für unser Anliegen nicht notwendig, so weit zurückzugehen, wohl aber bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der deutsche Arzt Alexander Spengler (1827–1901), der Vater des Spengler-Cup-Spenglers) nach Davos kam und dieses zum bedeutenden Kurort machen half, nachdem ihm das heilsame Höhenklima für TB-Kranke aufgefallen war. Später wurde aus dem Kurort noch der ebenso bekannte Wintersportort. Es gab damals die elektronischen Medien noch nicht, und so wurde der Name Davos vor allem durch Prospekte, Zeitungen usw. in die Welt getragen, also schriftlich, und man darf doch annehmen, dass er weitgehend als v [w] gesprochen wurde, wie in den meisten Fremdwörtern, wo das v als [w] gesprochen wird (wenn auch ab und zu ein Schwanken festzustellen ist; s. Duden), z.B.: Revolution, Invalide, Kavallerie, Sklave, Universität, Visier, evakuieren, Eva (efa auch eva), Evangelium, evident, Everest usw. Nichts gegen Mundart oder Ortsmundart – im Gegenteil – aber hier wollten wir doch zeigen, wie im Standarddeutsch, also auch in den Medien gesprochen werden soll(te).

2. Zu Herrn Häberlis Präzisierung betr. MOURA

Im Altportugiesischen führte lat. au zu [ou]: diese Aussprache lebt bis heute noch in Nordportugal fort, gilt aber als dialektal. In der portugiesischen Standardsprache wurde der

Diphthong zu geschlossenem [o] vereinfacht, v.a. in Lissabon, aber auch in Brasilien; Beispiele: Touro (Stier), Douro (sp. Duero) etc.; in manchen Wörtern schwankt in betonter Silbe ou zwischen [o] und [oi]: ouro/oiro (Gold), louro/loiro (blond), mouro/moiro (maurisch, Mohr), touro/toiro (Stier), weshalb auch noute zu noite (Nacht) wurde.

Unbetontes o, in Portugal [u], spricht man in Brasilien als [o] aus; auslautendes unbetontes o in Portugal als [u] gesprochen, schwankt in Brasilien zwischen [o] und [u]. Dies zum Namen Cardoso, wo es jedoch um das s [z], also stimmhaft, ging.

Da ich lange in portugiesischer Umgebung lebte und jahrelang Portugiesisch und Brasilianisch unterrichtet habe, fühle ich mich also ziemlich sicher.

3. Zu Herrn Dr. Kellers Bemerkungen zur HOCHSPRACHE

Geografisch teilen sich die deutschen Mundarten (von Norden nach Süden) wie folgt auf:

Niederdeutsch(e Mundarten), nördlich einer Linie von Brüssel, Düsseldorf, Kassel, Posen, **Mitteldeutsch**(e Mundarten) sowie **Oberdeutsch**(e Mundarten).

Durch die hochdeutsche Lautverschiebung (5.–7. Jh.) lösen sich das Mitteldeutsche (zwar nur teilweise von ihr betroffen) und das Oberdeutsche aus dem germanischen Konsonantensystem heraus und trennen sich vom Niederdeutschen; sie werden fortan als **Hochdeutsch** bezeichnet. Zeitlich wird dieses Hochdeutsch, das ein sprachgeschichtlicher Begriff ist, eingeteilt in **Althochdeutsch** (ca. 7. Jh.–Mitte 11. Jh.), **Mittelhochdeutsch** (bis Mitte 14. Jh.) und **Neuhochdeutsch** (bis heute).

Die Kanzleien, der Buchdruck und die Reformation riefen nach einer gemeindeutschen Schriftsprache (Hochsprache), die – unter Verlust dialektaler Züge und durch Normierung – zur überregionalen, mündlichen und schriftlichen Sprachform des Deutschen wurde, eben zum Hochdeutsch (als normierte Sprache) oder im Gegensatz zum sprachgeschichtlichen Hochdeutsch auch Hochsprache oder Standardsprache genannt. Aus diesem Grunde vermied ich in meinem Aufsatz den Begriff Hochdeutsch.



«Wozu brauchen wir eigentlich noch 'ne deutsche Rechtschreibreform?»

Man sollte nicht die oder eine Hochsprache als Sprache von hoher Qualität bezeichnen. Das hiesse doch, dass z.B. eine Mundart von geringer Qualität wäre. Eine urchige, reine Mundart ist von höherer Qualität als eine unsauber gebrauchte Hochsprache. Natürlich klingt für viele im Begriff Hochsprache etwas Wertendes mit. Doch liegt in ihm eher der Unterschied – zum sprachgeschichtlichen Hochdeutsch, bestehend aus verschiedenen Mundarten (s.o.) – in seiner Normierung, mit der eine Verständigung im überregionalen, gesamten deutschen Sprachraum erreicht werden sollte, und zwar sowohl für den mündlichen wie auch den schriftlichen Gebrauch.

Leider herrscht durch die verschiedenen Benennungen eine gewisse Unsicherheit. So steckt in Mittel.... sowohl die Lageangabe

(Mitteldeutsch) wie auch die Zeitangabe (Mittelhochdeutsch). Eindeutig sind Nieder... und Ober... (Lage) gegenüber Alt... und Neu... (Zeit).

Wir sehen nun auch, dass das «Hoch» in Hochsprache keine geografische Bedeutung hat; es gibt nicht das hohe Deutschland im Süden (da sind es die Oberdeutschen Mundarten), wohl aber den Ausdruck «im hohen Norden». Das «ober» entspricht geografisch dem höher gelegenen, also Niederrhein/Niederdeutsch und Oberrhein/Oberdeutsch.

Dann meine ich, sind im Grunde genommen **Schriftdeutsch** und **Hochsprache** zu unterscheiden. Im ersten steckt Schrift (also schreiben), im zweiten Sprache (also sprechen). Es ist klar, dass sich etwas Geschriebenes weniger verändert, weil hier die Normierung, die Fixierung wirkt. Das Gesprochene hingegen ist nicht so leicht zu schematisieren. Wenn wir nun gar beide Begriffe noch verbinden, so ergibt sich die **Schriftsprache**, und welcher Teil überwiegt hier?

Wenn wir jetzt noch feststellen, dass die Bezeichnungen **Hochsprache** und **Schriftsprache** für irgendeine Sprache gelten, aber **Hochdeutsch** und **Schriftdeutsch** bloss für das deutsche Sprachgebiet, so sollte man diese Ausdrücke eigentlich nicht vermischen. Natürlich ist für unseren Fall mit ...sprache immer die unsere, also das Deutsche, gemeint.

Was sprechen wir, wenn wir nicht Mundart sprechen? Wir versuchen uns dann in Standarddeutsch auszudrücken. Dass unser Schriftdeutsch nicht Hochdeutsch oder keine Hochsprache ist, dürfen wir nicht sagen. Wie schon erwähnt: Die Sprachfärbung verrät unsere Herkunft, und das darf sein. Aber nachher kommt das, was wir gelernt oder eben nicht gelernt haben, zum Vorschein. Wenn in den Medien immer mehr nach dem Dialekt gegriffen wird, ebenso in der Schule, in der Kirche, in familiären Briefen, und wenn immer weniger gelesen und mehr «geguckt» wird, ja dann haben wir es verflüchtigt schwer, uns auf den Standard der Standardsprache zu hieven, und dann müssten wir eigentlich diesem Gebilde auch noch einen Namen geben (einen mehr!); dabei kommt mir beinahe «Undeutsch» auf die Zunge.